

**Neil Gaiman**  
 »Anansi Boys«  
 Übersetzt von Karsten Singelmann  
 Heyne Verlag, 2007, 448 Seiten  
 ISBN 978-3-453-26530-1

Rezension

**M**it »Anansi Boys« legt Neil Gaiman so etwas wie eine Fortsetzung seines erfolgreichen Romans »American Gods« vor. Doch auch wenn der Leser »alte Bekannte« wie den Spinnengott »Anansi« alias Mr. Nancy wieder trifft und vom alten Kampf mit Tiger erfährt, so besitzt »Anansi Boys« eine vollkommen andere Atmosphäre. Der neue Roman ist eher eine lustig-scurrile Slapstick-Version seines Vorgängers. Charly Nancy ist eigentlich nicht dick, dennoch trägt er seit frühester Kindheit den Spitznamen »Fat Charly«. Mehr schlecht als recht verdient er sich in einer Künstleragentur in London seinen Lebensunterhalt. Als er wegen einer geplanten Hochzeit versucht, Kontakt mit seinem Vater aufzunehmen, der sich irgendwo in Florida als Lebenskünstler herum treibt, erfährt er, dass dieser bei einer Karaoke-Vorstellung gestorben ist.

Notgedrungen fährt Fat Charly zur Beerdigung in die Staaten und damit gleichsam in eine ihm unbekannt phantastische Welt. Von einer Nachbarin seines Vaters erfährt er fast nebenbei, dass der Verstorbene in Wirklichkeit der Spinnengott Anansi gewesen sei. Und außerdem habe Charly noch einen Bruder namens Spider, der all das Göttliche seines Vaters

geerbt habe. Charly glaubt anfangs, eine Verrückte vor sich zu haben, doch dann steht plötzlich ein Mann vor seiner Tür, der sich Spider nennt und ernsthaft behauptet, sein Bruder zu sein. »Fat Charly« entdeckt eine gewisse Familienähnlichkeit, obwohl der Mann größer, schlanker und eindeutig cooler als er selbst ist. Spider hat die Aura eines Film- oder Pop-Stars. Als Spider den Bruder aus Anlass des Wiedersehens auf eine lange Kneipentour durch die Stadt mitnimmt, ist Charly am nächsten Morgen wie erschlagen. Kurzerhand springt Spider für ihn in der Firma ein und seltsamerweise hält dort jeder den Fremden für Charly. Als Spider jedoch auch bei Charlys Verlobter dessen Rolle einnimmt, ohne dass diese etwas davon bemerkt, und »Fat Charly« dann auch noch wegen Mordes gesucht wird, versteht der verwirrte Bruder keinen Spaß mehr. Doch wie wird man einen »unwirklichen« Bruder wieder los, der über magische Kräfte zu verfügen scheint? »Fat Charly« sieht nur eine Lösung: Er muss Magie gegen Magie einsetzen.

Aufgrund der mehr als verrückt-abgedrehten Vorgänge benötigt der Leser eine ganze Weile, um in Gaimans Fantasie-Welt Fuß zu fassen; dann aber eröffnet sich eine wilde augenzwinkernde Achterbahnfahrt, wie es die Fans vom Sandman-Schöpfer kennen.

»Anansi Boys« ist Komödie pur. Seltsamerweise hat man bei Gaiman den Eindruck, als würde er ganz bewusst mit den Erwartungen seiner Leser spielen – umfangreiche »ernsthafte« Romane entpuppen sich als ironischer Spaß und scheinbare Kinderbücher (wie »Coraline«) enthalten tiefgründige Weisheiten. Bei Neil Gaiman gibt es nur eine Sicherheit: Man kann sich nie sicher sein. Und das ist auch gut so.

Andreas Wolf



**Herbert W. Franke**  
 »Die Zukunftsmaschine«  
 Phantastische Bibliothek Wetzlar,  
 2007, 286 Seiten

Rezension

**N**ichts ist spannender als die Gegenwart, denn aus ihr erwächst die Zukunft. Oder ist vielleicht das Unbekannte, was sich erst noch formen muss, am interessantesten? Beides ist ähnlich, weil das Jetzt niemals vollständig erfasst und begriffen wird, kann auch das Folgende nicht genannt werden.

Miniaturen des Zukünftigen als Interpretation der Gegenwart zeichnet Herbert W. Franke (\*1927) in diesem Band, der 49 Erzählungen aus 49 Jahren bringt. Die älteste, »Gedankenkontrolle« ist von 1958, die jüngsten »Kontaktversuch« und »Nur eine Infektion« aus 2004, hinzu kommt die bislang unveröffentlichte Geschichte »Der blaue Elefant«. Der Physiker, Philosoph, Künstler und Höhlenforscher erzählt von den Themen, mit denen er sich Zeit seines Lebens beschäftigt: Selbstlernende Automaten, illusionäre Welten, Begegnungen mit Außerirdischen und Umgang mit Fremden, die Evolution und Kunst als Ausdruck unterschiedlicher Gesellschaftsformen.

Susanne Päch und Thomas Le Blanc schreiben im Nachwort: »Es geht in Frankes Romanen und Geschichten nicht um die Vorhersage morgiger Technologien, auch nicht vordergründig um die Prognose unseres künftigen Lebens, sondern vielmehr um die intellektuelle Auseinandersetzung mit möglichen Modellen unserer Zukunft und ihrer philosophischen und auch

ethischen Interpretation. (...) Dabei ist für Franke die Seriosität wissenschaftlicher oder technologischer Zukunftsabschätzung im Sinne einer Machbarkeitsanalyse von großer Bedeutung, da seiner Meinung nach grundsätzlich nur auf dieser Basis eine ernsthafte und sinnvolle Auseinandersetzung über die künftigen Entwicklungen geführt werden kann.«

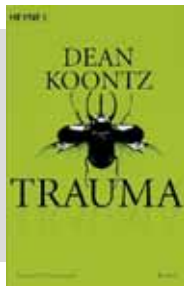
Frankes Sprachstil ist häufig der eines Beobachters. Er schreibt unaufgeregt, analysierend, auf das Wichtigste beschränkt. Seine Texte, die nie länger als zehn Seiten sind, enthalten Ansätze zum Weiterdenken, die wenige Handlung ist das Gerüst zum Transportieren. Einerseits bergen sie Erstaunliches, sind aber manchmal wenig mitreißend für den Leser. Eine längere Form wäre für die Diskussion zuweilen interessanter gewesen; die Aufschlüsselung erfolgt sehr schnell in den Vignetten des »Was wäre, wenn ...«.

In Frankes Geschichten geht es um die Stellung und das Überleben des Menschen in einer technologischen Welt. Seine Figuren gelangen zu ihren Erkenntnissen erst über Umwege, wie es im Alltag allzu oft geschieht. Während »Gedankenkontrolle« noch optimistisch klingt, ist »Kontaktversuch« pessimistisch geraten. Nicht immer möchte Franke der heutigen westlichen Kultur eine Überlebenschance zubilligen. »Der blaue Elefant« ist hingegen witzig und handelt von einem Künstler, der sein prämiertes Bild erst nach der Bearbeitung durch die Jury wieder sieht.

Am Ende bleibt alles offen. Wie der Millionär in »Die Zukunftsmaschine« erkennen muss, ist das Leben wichtiger als das vollkommene Wissen über die eigene Zukunft.

Ulrich Blode





**Dean Koontz**  
»Trauma«  
Übersetzt von Bernhard Klein-  
schmidt  
Heyne Verlag, 2007, 480 Seiten  
ISBN 978-3-453-43213-0

Rezension

Die deutschen Verleger halten kaum mehr mit der sprudelnden koontzschen Bücherflut Schritt. Schon hat der Meister den dritten Teil des jüngst bei uns erschienenen Bandes »Die Anbetung« publiziert (und einen vierten in Angriff genommen), da liegt auch schon ein weiterer Roman (»The Husband«) in den Läden. »Trauma« – 2004 geschrieben – ist da beinahe schon ein »älteres Werk« des Horror- und Suspense-Meisters.

Koontz erzählt diesmal von Jimmy Tock, dessen Leben sprichwörtlich vom Schicksal gezeichnet wird. Jimmy wird am selben Tag geboren, an dem sein Großvater stirbt. Der alte Mann hinterlässt seinem Enkel allerdings ein ungewöhnliches Erbe. Kurz vor seinem Tod macht er einige seltsame Prophezeiungen: Er kennt nicht nur die genaue Stunde der Geburt seines Enkels, er weiß auch das genaue Gewicht, die Größe und er sagt eine Missbildung an Jimmys Zehen voraus. Alle Angaben stimmen genau. Wesentlich beunruhigender sind fünf Daten, die der Sterbende seinem Sohn diktiert. An diesen zukünftigen Tagen wird Jimmy etwas Schreckliches zustoßen. Jimmys Vater notiert die Daten gewissenhaft, doch ihm bleibt kaum Zeit über dieses Mysterium nachzugrübeln. Nur Augenblicke später läuft ein werdender Vater, dessen Frau bei der Geburt gestorben ist, im Krankenhaus Amok und erschießt einen

Arzt und eine Krankenschwester. Noch kann der kleine Jimmy nicht ahnen, wie eng sein Leben mit dem des Amokschützen verknüpft sein wird.

Der erste »schreckliche Tag« liegt 20 Jahre in der Zukunft. Jimmy kennt die Daten längst auswendig. Da alle anderen Vorhersagen seines Opas genau eintrafen, hat er an jenem Tag ein denkbar ungutes Gefühl. Er ist wie sein Vater Bäcker geworden und recht zufrieden mit seinem Leben. Jimmy beschließt zwar vorsichtig zu sein, doch verbringt er den Tag wie jeden anderen auch. Die Vorhersage trifft ihn ausgerechnet an einem Ort, der scheinbar keine Gefahren birgt: in der Stadtbibliothek. Menschen werden brutal ermordet, doch inmitten des Chaos lernt Jimmy auch die Liebe seines Lebens kennen. Mit knapper Not entkommen er und seine neue Freundin Lorrie der tödlichen Gefahr. Doch noch liegen vier weitere schreckliche Tage vor Jimmy Tock.

Auch wenn »Trauma« qualitativ sicherlich nicht an die »Odd-« (»Odd Thomas«, »Forever Odd«, »Brother Odd«) oder »Snow-Bücher« (»Geschöpfe der Nacht«, »Im Bann der Dunkelheit«) heranreicht, so ist Jimmy Tock dennoch ein Seelenverwandter von Thomas Odd und Christopher Snow. Wie kaum einem zweiten gelingt es Koontz, den Ich-Erzähler binnen weniger Seiten als sympathischen Menschen darzustellen, mit dem der Leser sofort eine tiefe emotionale Bindung eingeht. Wenn der Protagonist wissentlich in Extremsituationen gerät, fühlt und hofft man automatisch mit ihm. Vielleicht wurde das emotionale Element in »Trauma« – anders als bei Snow und Odd – etwas über Gebühr strapaziert, dennoch bleibt ein überaus gelungenes Buch, das sich mit keiner geringeren Frage als der nach dem Sinn des Lebens (Selbstbestimmung oder unausweichliches Schicksal?) beschäftigt.

Andreas Wolf



**Cormac McCarthy**  
»Die Straße«  
Übersetzt von Nikolaus Stingl  
Rowohlt, 2007, 253 Seiten  
ISBN 978-3-498-04507-4

Rezension

In seiner amerikanischen Heimat wird Cormac McCarthy vor allem als realistischer Autor geschätzt, der sein Land, seine Mitmenschen und seine Gesellschaft sehr genau beobachtet und beschreibt. Vor allem seine knappen, nichtsdestoweniger glaubwürdigen Charakterdarstellungen und die in ihrer Art einmaligen Dialoge begeistern Leser und Kritiker immer wieder. Man könnte seine Prosa wohl am ehesten mit »dehydriert« – ohne unnötige Ausschweifungen – umschreiben.

Und nun legt dieser Autor einen phantastischen Roman vor, ein postapokalyptisches Science-Fiction-Werk (wie manche Feuilletonisten aufstöhnten), etwas, womit keiner gerechnet hatte. Allerdings hat McCarthy schon früher bewiesen, dass jeder Versuch, ihn in eine Schublade einzuordnen, scheitern muss: zu vielfältig sind seine Sichtweisen, Themen und Stilmittel. Wie alle große Literatur steht auch »Die Straße« über allen Genrebeschränkungen; der Autor nimmt sich, was er für die Darstellung seines Anliegens braucht aus der großen Kiste der weltliterarischen Formen – oder eben aus der Rumpelkammer der Zukunftsliteratur.

In »Die Straße«, und dies fällt von Beginn an auf, scheint niemals die Sonne. Immer ist der Himmel wolkenverhangen, mal fällt Schnee, mal Regen, mal ziehen Rauchwolken, mal Staub-

schleier durch das Blickfeld des namenlosen Vaters, der mit seinem Sohn durch ein fast menschenleeres, verheertes Nordamerika zieht. Ihr Ziel ist »der Süden«, weil es da vielleicht wärmer ist (denn in diesem Buch ist es auch durchgängig kalt, wobei McCarthy mindestens so viele Formen von »kalt« kennt, wie die Inuit Namen für »Schnee« haben), allerdings führen die von ihnen benutzten »Straßen« vor allem nach Westen. Es ist das Meer, das Vater wie Sohn erreichen wollen, angetrieben durch die letzte, uneingestandene Sehnsucht, nach all dem »Grau« einmal noch etwas zu sehen, das Farbe hat – das »Blau« einer unmöglichen Hoffnung.

Seit einiger Zeit werden weltweit verstärkt die Auswirkungen einer Klimakatastrophe thematisiert. Dabei scheint es relativ egal, ob es zur vom Treibhauseffekt bewirkten Überhitzung der Atmosphäre kommt, oder wie von manchen befürchtet, zum »Nuklearwinter« nach dem großflächigen Einsatz unserer Atomwaffen. Verlierer wird in jedem Fall die gesamte Bevölkerung sein. Die von den Wissenschaftlern vorgetragenen Thesen, die Zahlen, die Rechenbeispiele, die abstrakt dargestellten Bedrohungen – das alles führt zwar dazu, dass die Problematik rational wahrgenommen wird, aber es lässt dem Individuum immer noch den Ausweg des Zweifels. Die Ungenauigkeit der Berechnungen, der Widerspruch einzelner Fachleute an den Theorien ihrer Kollegen, der undefinierbare Zeitpunkt der Katastrophe helfen uns dabei, die Augen zu verschließen und erst mal weiterzumachen.

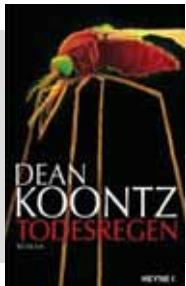
Diesen Ausweg lässt »Die Straße« nicht zu. Bei McCarthy ist das (befürchtete und doch niemals geglaubte) Ereignis eingetreten, seine Auswirkungen haben Land und Leute verwandelt – und es ist eine schreckliche, »unmenschliche« Welt, die entstanden ist. In seiner ebenso faszinierenden wie erschreckenden Geschichte dieser Nachkatastrophenzeit wird der Mensch zur Kreatur, die kaum mehr in der Lage ist zu

agieren, sondern instinktgesteuert reagieren muss, um ihr bejammernswertes Leben für einen weiteren Tag, eine weitere Stunde, zu »retten«.

Gnadenlos, ohne Rücksicht auf (falsche) Empfindlichkeiten, zeigt der Autor die Ergebnisse einer falschen Politik (gleich,

ob Umwelt- oder »Friedens«-) und erweist sich, gerade durch die Nutzung des Phantastischen als Ausdrucksmittel, erneut als großer Realist.

Horst Illmer



**Dean Koontz**  
»Todesregen«  
Übersetzt von Bernhard Klein-  
schmidt  
Heyne Verlag, 2007, 400 Seiten  
ISBN-13 978-3453016750

Rezension

Im Zentrum von Koontz' »neuem« Roman (er ist immerhin schon von 2004) steht die leidlich erfolgreiche Schriftstellerin Molly Sloan, die zusammen mit ihrem Mann recht zurückgezogen in Südkalifornien lebt. Eines Nachts setzt plötzlich heftiger Regen ein, der seltsam glitzert und einen merkwürdigen Geruch verströmt. Aus dem Fernsehen erfährt Molly, dass es sich bei den Niederschlägen offenbar um ein globales Phänomen handelt; überall auf der Welt versinken die Menschen in den Fluten. Der Regen hat auch beunruhigende Auswirkungen auf die Fauna; ansonsten scheue Kojoten tauchen plötzlich in Scharen beim Haus der Sloans auf. Die Tiere zeigen allerdings keine Aggressivität – irgendetwas scheint sie verwirrt und verängstigt zu haben. Die Menschen reagieren ebenfalls recht drastisch auf die veränderten Umweltbedingungen. In vielen Städten stehen bereits Häuser in Flammen und Plünderer streifen durch die Straßen. Molly und ihr Mann Neil fühlen sich in ihrem Haus nicht mehr sicher und beschließen, mit dem Auto in den nächst größeren Ort zu fahren. Auf ihrem Weg nach Black Lake kommen sie an verlassenen Autos vorbei, doch von den Besitzern fehlt jede Spur. Im Ort haben sich viele Bewohner in der Kneipe zusammen gefunden. Bevor der Fernseh- und Radio-Empfang zusammen brach, hörte man die unheimlichsten Meldungen von Monstern, Dämonen und Aliens, die angeblich die Städte unsicher machen. Wie es scheint, will eine außerirdische Macht die Welt nach ihren Bedürfnissen neu formen – und die Menschheit ist lediglich ein störender Parasit. Unbekannte Pilze beginnen bereits die heimische Flora zu vernichten.

Obwohl die Lage hoffnungslos zu sein scheint, spürt Molly, dass sie eine Mission zu erfüllen hat. Mit Hilfe eines ungewöhnlich zutraulichen Schäferhundes beginnt sie, im Ort die allein gelassenen Kinder zu retten. Die Kinder könnten der Schlüssel zur Rettung der Menschheit sein.

Für einen langjährigen Koontz-Leser und -Fan stellt »Todesregen« eine Überraschung der bösen Art dar. Während der gesamten Lektüre wartet man verzweifelt auf eine koontzsche Wendung, auf einen »Twist«, der das apokalyptische Szenario interessant oder »neu erlebbar« machen wird, doch diese Wendung kommt nie! Die offensichtlichen Anleihen an »Krieg der Welten« und »Die Körperfresser kommen« (die bezeichnenderweise sogar direkt im Roman angesprochen werden!) sind genau das, Schablonen, die ohne eigene Kreativität – und wesentlich weniger effektiv – in eine neue Handlung eingefügt wurden. Verglichen mit den oben genannten Klassikern oder modernen Beispielen wie Kings »Der Nebel« bzw. »The Stand«, McCammons »Swan Song« oder Straubs »Der Hauch des Drachen« nimmt sich »Todesregen« wie das lieblos zusammen geschusterte Plagiat eines No-Name-Autoren aus.

Politisch bedenklich wird der Roman letztlich, wenn er gegen das zu lockere amerikanische Justizwesen poltert und unerträglich kitschig und aufgesetzt wenn die Handlung im Schlussakt noch religiös verbrämt wird. Koontz gerät hier wieder auf die stark rechtslastige Schiene seiner frühen stark konservativen Bücher. Dies schien eigentlich seit »Dunkle Flüsse des Herzens« vollkommen »überwunden« zu sein.

Wäre da nicht der Ort der Handlung (Südkalifornien) und die sympathische Hauptrolle eines Hundes, man könnte kaum glauben, dass das Buch tatsächlich im Jahre 2004 von Koontz geschrieben worden ist.

Als Jugendsünde wäre »Todesregen« noch akzeptabel, für einen Bestseller-Autoren vom Rang eines Dean Koontz ist der Roman jedoch mehr als beschämend und peinlich.

Koontz Fans sollten die Finger davon lassen!

Andreas Wolf



**Michael Crichton**  
»Next«  
Übersetzt von Ulrike Wasel und  
Klaus Timmermann  
Blessing Verlag, 2007, 544 Seiten  
ISBN 978-3896673374

Rezension

Michael Crichton widmet sich in seinem neuesten Roman seiner Thematik, die das Potential dazu besitzt, das Bild der menschlichen Zivilisation radikal zu ändern: der Gen-Forschung.

Das menschliche Genom ist entschlüsselt, doch die wissenschaftliche »Ausbeutung« hat gerade erst begonnen. Schon heute haben wir genetisch verändertes Getreide, Obst oder Gemüse, Nutztiere wie das Schaf Dolly werden geklont und die Diskussion über die Verwendung embryonaler Stammzellen ist voll entbrannt. Das Szenario, das Crichton in »Next«

beschreibt, kann daher nur noch sehr bedingt mit Science-Fiction umrissen werden, die Wirklichkeit hat uns längst eingeholt.

»Next« handelt von einer Gruppe von Menschen, die direkt oder indirekt mit dem Gen-Forschungslabor BioGen in Verbindung stehen.

Da ist z.B. Josh Winkler, der zufällig die Probe eines gasförmigen Retro-Virus (für die schnelle Reifung von Ratten) bei sich hat, als dessen Bruder es versehentlich für eine Droge hält und daran schnüffelt. Die Wirkung ist mehr als erstaunlich. Binnen weniger Wochen verwandelt sich Adam Winkler von einem labilen Drogensüchtigen in einen motivierten, ehrgeizigen Vorzeige-Amerikaner. Hat Bio-Gen etwa zufällig ein Gen gegen Drogenabhängigkeit gefunden? Ein riesiger Markt würde sich erschließen. Aber wie soll Josh sich verhalten, als seine Mutter ihn bittet, auch andere bedauerliche Fälle mit seinem Gas zu versorgen? Das Problem mit den am Menschen noch ungetesteten Proben droht zu eskalieren, als plötzlich ungeahnte Nebenwirkungen auftreten.

Da sind Alex Burnett und ihr Sohn Jamie, die sich plötzlich auf der Flucht vor legal agierenden Kopfgeldjägern befinden.

Ihr Vater hatte sich wegen Knochenmarkkrebs an der Universität in Behandlung begeben. Bei der Untersuchung seiner Gewebeproben stellte man fest, dass Mr. Burnett zwar den Krebserreger besaß, seine Zellen den Ausbruch der Krankheit jedoch verhinderten. Die Universität verkaufte daraufhin die »Burnett-Zelllinie« an BioGen.

Ein Gericht legalisiert die Transaktion, da die Gewebeproben als »Abfallprodukte« klassifiziert werden. Als die Proben allerdings verschwinden, bzw. verseucht werden, greift man kurzerhand auf weitere Träger der Zellen zu, seine direkten Verwandten. Laut Vertrag gehören BioGen nun nämlich alle »Burnett-Zellen«!

Und was geschieht, wenn transgene Experimente (Vermischung tierischer und menschlicher Gene) tatsächlich funktionieren? Wie fühlt sich ein Graupapagei mit der Intelligenz eines 14jährigen Kindes?

Menschen und Schimpansen unterscheiden sich nur durch 500 Gene. Was geschieht mit einem Schimpansen, der äußerlich fast wie ein Mensch aussieht und sprechen kann?

Diese und andere brisanten Fragen wirft Crichton in seinem episodenhaften Roman auf, der immer wieder durch fiktive

und reale Presseberichte durchbrochen wird. Auf diese Weise gelingt Crichton eine Atmosphäre, bei der der Leser bald nicht mehr die Grenze zwischen Realität und Fiktion erkennen kann. »Next« ist daher mehr ein politischer Appell als Pop-Unterhaltung wie etwa »Jurassic Park«, worunter allerdings der Stil etwas leidet. Ähnlich wie schon in »Welt in Angst« beendet Crichton auch hier sein Buch mit seiner ganz persönlichen Sicht der Dinge. Crichton verteuft nicht etwa die Gen-Forschung (die sich weltweit ohnehin nicht durch Verbote stoppen ließe), er verlangt jedoch, dass es keine Gen-Patente geben dürfe; auch ist eine viel zu starke kommerzielle Ausrichtung der öffentlichen Forschung (vor allem in Amerika) mehr als problematisch. Letztendlich müssen Gesetze wesentlich klarer den Umgang mit Biomaterial und -daten regeln. »Next« ist weniger als Roman sondern mehr als warnender Fingerzeig gelungen. Empfehlenswert ist das Buch allemal. Wer eine romanhaftere Behandlung des Themas sucht, dem sei »Sims« von F. Paul Wilson empfohlen.

Andreas Wolf



**Sergej Lukianenko**  
»Spektrum«  
Übersetzt von Christiane Pöhlmann  
Heyne Verlag, 2007, 702 Seiten  
ISBN 978-3-453-52233-6

Rezension

Nach dem doch ein wenig überraschenden Erfolg, den die »Wächter«-Romane in Deutschland einheimen konnten, legt Heyne ein Zukunftsabenteuer der anderen Art aus Lukianenko'scher Feder vor. Wer nun annimmt, es mit einem der austauschbaren SF-Plots anglo-amerikanischer Prägung zu tun zu bekommen, der sieht sich glücklicherweise getäuscht. Lukianenko bleibt sich selbst treu, mit scharfen Blick auf all die vielen Unzulänglichkeiten der Menschen und voll intellektuellem Witz entführt er seine Leser in ein Mysterium, das nicht nur seiner Hauptfigur einiges abverlangt.

Wie kann man seinen Sohn, immerhin einen waschechter Moskower nur Martin nennen, das fragt sich unser Protagonist zu Beginn des Romans. Martin, wie in Martinigans, als ob er nicht ein richtiger Russe wäre! Doch mittlerweile hat Martin sich trotz oder gerade wegen seines Namens einen ebensolchen gemacht, er ist einer der angesehensten und erfolgreichsten Privatdetektive, die Interplanetar tätig sind.

Als vor rund 60 Jahren die Aliens auf der Erde landeten und verteilt auf dem ganzen Planeten intergalaktische Transporttore aufbauten, ahnte die Menschheit noch nicht, was dies für Folgen mit sich bringen würde. Hunger, Krieg und Krankheiten sind dank der selbstlosen Geschenke der »Schliesser« besiegt, die Länder erhalten von den Aliens sogar Pacht für die Grundstücke.

Und die Menschen können zu anderen Planeten reisen. In der Galaxis treffen sie auf Humanoide und ganz fremde Lebensformen, der Obolus für eine Reise ist für jeden Menschen zu schultern, wollen die Schliesser doch lediglich eine originelle Geschichte, die ihre Langeweile vertreibt. Gewalt ist in den Stationen mit den grossen Toren verpönt, Unruhestifter verschwinden von einem Moment zum anderen spurlos.

Martin Dugin ist einer der begabtesten Geschichtenerfinder. Während Andere sich ihre Geschichten für viel Geld von Auto-

ren schreiben lassen, fallen ihm immer wieder neue Erzählungen ein. So wird er von Eltern, verlassenem Ehemännern und -frauen oder findigen Importeuren engagiert, auf anderen Planeten verschollene beziehungsweise geflüchtete Personen zu suchen oder Raritäten herbeizuschaffen.

Zunächst sieht auch diesmal alles nach Routine aus. Ein junges Mädchen, gerade einmal 17 Jahre alt und aus begüterten Verhältnissen stammend, ist wohl voller Abenteuerlust von zu Hause ausgerissen, und hat das Tor zu »Bibliothek« durchschritten. Gerüchten zufolge soll hier das Wissen der Schliesser oder sogar deren Vorgänger zu finden sein.

Schnell wird Martin klar, dass Irina zur menschlichen Forscherkolonie aufgebrochen ist. Als er schon glaubt, sein Geld verdient zu haben bringt ein Tier das Mädchen um. Mit ihren letzten Kräften schreibt die Sterbende den Namen eines anderen Planeten in den Wüstenstaub. Um das Rätsel zu lösen macht sich unser wackere Reisende auf nach »Prärie 2« nur um dort eine zweite, anscheinend ein Zwillingsschwester Irinas zu treffen. Da hat ihm sein Mandant wohl einiges vorenthalten? Wieder aber macht ihm das Schicksal einen Strich durch seine Pläne - in einer Wildwestschießerei fängt Irina eine Kugel ein. Die Spur führt ihn auf den technisch hoch entwickelten Planeten der Aranker. Verfolgt von einem Attentäter kommt er einer dritten Irina auf die Spur. Drillinge, oder was steckt hinter dem Mysterium?

Unterbrochen immer wieder durch die Rückkehr ins heimliche Moskau und festlichen Dinern mit seinem Grossvater, in denen es um Politik, Kultur und immer wieder um die richtige Konzeption eines klassischen, wohlschmeckenden und natürlich frisch zubereiteten Mahles geht, macht sich Martin auf, das Rätsel der vervielfältigen Irina zu lösen. Auf dem Weg trifft er unterschiedlichste Kulturen, macht sich seine Gedanken zu Religion, Evolution, Verantwortung und erlangt die allseits begehrte Allmacht - doch wird er dadurch glücklicher?

Es ist schwer, dieses Buch treffend zu beschreiben. Oberflächlich geht es, wie bei jeder wirklich guten Literatur um einen unterhaltsamen, spannend aufbereiteten Plot.

Gleichzeitig aber reflektiert der Autor auf teilweise bissig ironische, dann wieder melancholische Art über das Leben im Gesamten, über den Sinn der Existenz, über Macht und Machtlosigkeit, über Selbstbestimmung und Verantwortung, über Gott und die Rätsel der bewussten Existenz.

Gewürzt werden diese philosophischen Ergüsse dann mit tref-

fenden Kommentaren zu ganz unterschiedlichen Themen. Da bekommt der KGB ebenso sein Fett ab wie McDonalds, da werden die Fantasy-Endlosserien durch den Kakao gezogen, über Tolstoi reflektiert und immer wieder ein kulinarisches Rezept der Extraklasse kredenzt. Erfrischend, dass Der Autor sich selbst und seine Heimat von der Kritik nicht ausnimmt, dabei aber immer auch die angeblich so freie westliche Welt als das offenbart, was sie nur zu oft ist. Eine grosse, von Werbefachleuten institutionnierte Blase, deren Lenker die grosse Herde der Schafe mit Brot und Spielen bei Laune halten.

Man kann diesen Roman, der Lukianenko-typisch in diverse voneinander abgegrenzte Kapitel unterteilt ist, die zunächst wenig miteinander zu tun haben als reinen Abenteuer-Roman

lesen. Unser Held macht sich auf die Suche nach dem verschollenen Mädchen, gerät von einem Ungeschick in das nächste, und rettet sich und Andere immer wieder mit der ihm eigenen Intelligenz. Zum Finale bekommt er neben dem Mädchen noch Allmacht, Herz was willst Du mehr?

Man kann das Werk aber auch als eine Anregung für die eigenen kleinen grauen Zellen nutzen, sich dabei prächtig amüsieren und überlegen, was sich Gott bei seiner Schöpfung nur gedacht hat, und irgendwie habe ich den Eindruck, dass Lukianenko das beim Schreiben im Sinn hatte.

*Carsten Kuhr*

